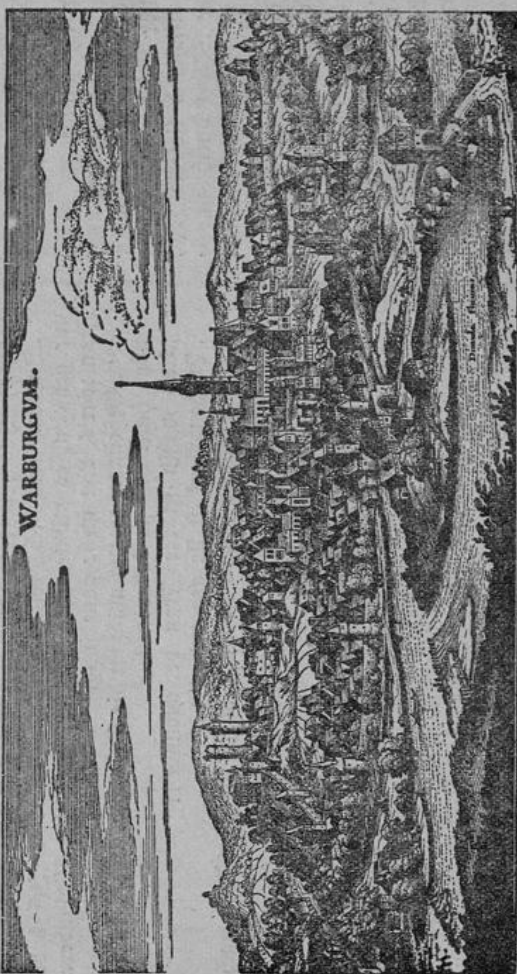


Warburger Marke



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage
des Warburger
Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und
Förderung des Heimatgedankens
annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originale beitrags-
verboten
Schiffvermittlung: A. Schäfers,
Warburg

Nr 52

6. Juli 1938

12. Jahrgang

„Totel zu den Domsparzen“

Korrespondenz-Verlag Fritz Mardelke, Leipzig C 1

Roman von Wolfgang Marken

„Ich bin eine Frau“, entgegnete Frau Rogaller mit zitternden Lippen, „ich bin eine Mutter, und es geht mir um den Sohn. Ich habe an diesen Dingen nicht teilgenommen und mein Sohn noch viel weniger. Er ist damals im Kriege verwundet worden und von Granatsplittern verletzt worden, und für ihn bitte ich, und wenn Sie ein Herz haben, dann können Sie es mir nicht abschlagen. Sie dürfen nicht einen Unschuldigen leiden lassen, und Richard war unschuldig.“ Der Geheimrat hat ein hartes Wort auf den Lippen, aber als der Name Richard fällt, zuckt er zusammen. Er muß an seinen jüngsten Sohn denken, der auch Richard hieß. Mit harten Zügen fixiert er minutenlang vor sich hin. Minuten, die für die Frau zu einer Qual der Ewigkeit werden.

Dann sagt er unmißlich: „Was fehlt Ihrem Sohn?“ „Ich habe die Krankenpapiere mitgebracht, Herr Geheimrat, die können es Ihnen am allerbesten sagen.“

„Geben Sie her.“ Und dann vertieft sich der Arzt in die Papiere und liest sie aufmerksam und genau durch, dann betrachtet er die Röntgenaufnahmen, die den Granatsplitter deutlich erkennbar zeigen, und er spricht kein Wort dabei.

Eine Mutter wartet mit bangen, klopfendem Herzen, und es dauert lange, bis sich der Geheimrat kopfschüttelnd zu ihr wendet. Er hat Mühe, seine große Erregung zu verbergen.

„Zehn Jahre lebt Ihr Sohn mit diesem Granatsplitter im Hirn?“

„Ja, Herr Geheimrat.“

„Das sollte man nicht für möglich halten, und er ist nicht unwahrscheinlich darüber geworden.“

„Doch, Herr Geheimrat. Manchmal war er am Rande des Wahnsinns. Er hat unlagbar geflucht.“

Der Geheimrat blickt wieder in die Krankenpapiere und schüttelt abermals den Kopf, dann erhebt er sich und überlegt.

„Frau Rogaller“, sagt er dann, „ich kann Ihnen nicht helfen.“

Grausam steht das Wort im Zimmer, und einer Mutter ist, als müsse das Herz stillstehen.

„Sie können nicht helfen? Oh, warum sind Sie nicht offen und sagen, Sie wollen nicht helfen?“

„Sie irren sich“, entgegnet der Geheimrat müde. „Ich kann nicht. Ich habe in meinem Leben viele Operationen gemacht, aber diese Operation wage ich nicht, denn sie heißt sichzig Prozent Tod und dreißig Prozent Leben.“

„Aber Sie ist möglich, diese Operation?“

„Sie ist möglich“, gesteht der Geheimrat widerwillig.

„Und ... und ... es kann gesund werden?“

„Ja, vielleicht, das kann ich noch nicht so genau sagen, dann müßte ich Ihren Sohn eine Woche lang beobachten und untersuchen, damit ich feststellen kann, ob irgendwelche Gehirnpartien verletzt sind, denn der Splitter sitzt im Hirn.“

„Sie haben zwischen den Operationen gelagert. Ob er Hirnpartien verletzt hat, die irgendwelche Auswirkung haben, müßte erst festgestellt werden. Aber ich bin neunundsechzig Jahre alt, Frau Rogaller, ich habe mich jetzt zehn Jahren hier in diese Einsamkeit vergraben, weil ich ummüß bin auf dieser Welt, weil ich eigentlich schon tot bin, denn nichts ist geblieben von mir, und ich bin nicht mehr der große Arzt von einst. Ich bin ganz ohne Sie.“

„Ich hätte vielleicht damals diese Operation tun lassen. Ich müßte Ihnen erst einen medizinischen Vortrag halten, den Sie doch nicht verstehen würden, um Ihnen die Gefährlichkeit dieser Operation vor Augen zu führen. Aber jetzt kann ich es nicht mehr, Frau Rogaller, und es gibt keinen Arzt in Deutschland, der diese Operation wagen würde, denn es ist zehn gegen eins zu wetten, daß sie der Patient doch mit dem Tode bezahlt.“

Trotzdem ist die Welt geworden, grau und düster, als eine Mutter tohrend und gebrochen das Haus des Geheimrats verläßt.

„Gott sei mit Ihnen“, sagt Frau Rogaller zurückkommend. Sie weiß, was geschehen ist und fragt hastig: „Er will die Operation nicht durchführen.“

„Nein!“

Kopf wie der Korndarm einer ganzen Armee. Seine Gedanken begannen sich zu verwirren. Er hatte Fieber.

In diesem Zustand traf ihn einer seiner Freunde, sagen wir namens Bob, an. Das Mellos Brief. Da er sie sehr verehrte und eifrig nach ihm, beschloß er, Fred einen Brief zu schreiben. Er telefonierte seinem Onkel, dem Doktor einer kleinen Nervenklinik, und eine halbe Stunde später befand sich Fred in ärztlicher Behandlung. Bob, dessen Karriere Fred diesen Wohnortwechsel verdankte, schlenderte unterdessen behaglich rauchend zu Mellos, um ihr das Schicksal Freds schonend mitzuteilen und sie nach Möglichkeit zu trösten. Dieses gelang ihm so gut, daß Fred, als er nach zweiwöchiger Abwesenheit seine Korrespondenz wieder bekam, unter der eingelaufenen Korrespondenz bereits die Verlobungsanzeige der beiden vorfand.

Das ist die Geschichte meines Freundes Fred. Nun werden Sie auch, warum ich mich lieber selbst verzehe. — Fred hat übrigens unsere Stadt verlassen, was mir nicht unangenehm ist, da wir oft wegen unserer Ähnlichkeit im Aussehen verwechselt wurden. Er hat bis heute nichts von sich hören lassen.

So schloß Mellos Legatand, denn sprachen wir noch eine Weile von anderen Dingen.

Eine halbe Stunde später klopfte es, und ich hatte das Vergnügen, eine reizende Blondine im Tennisrotum kennenzulernen. „Meine Frau“, hieß sie mit einer Legatand vor.

Ich mußte zu seiner Schande gestehen, daß sie Melly hieß!

Der Waffenstillstand

Anekdote von Wolfgang Jünemann

Der Feldmarschall sah sich die Kalligraphie der Herren eine Weile an, dann sprach er — die Pfeife war ihm ausgegangen — und blühte wie jeder leidenschaftliche Raucher dadurch in seinem Behagen empfindlich geföhrt — von seinem Zische auf, trat scheinbar glücklich die Zigaretten, blühte sie der Reihe nach loslos an, und weitere schloß sich: „Na, dann kann's ja wieder Feuer gehen, während der Dolmetscher den stillgewordenen und betretenen Pariser diese unvollkommene und wenig verheißungsvolle Nachricht geschwind überlegte. Was aber jetzt? — Nach dem der Tabak wieder lustig brannte und die Pfeife 1939, war der Feldmarschall bereit, die Franzosen weiter anzuhören. Doch brachte die nächste Mitteilung, man möge sie nicht, daß er, wie die überanstrengten Geschäfte vor Waterloo Blut und Wunden spand, die Unterhändler grimmig aufstieß, die Franzosen hätten sich in Berlin äußern wohl geföhrt, es sei nur billig, wenn seine Breiten jetzt von den Pariser zur Zufriedenheit bewilligt würden.

Die Abgeordneten blühten sich jorgenvoll an und schluckten schwer. Aber dann war die Pille hinunter. Als jedoch einer vor anfang, von der Verabreichung der Waffen zu sprechen, schüttelten ihnen blühten endgültig den Kopf, ob er trau wiederum, jetzt ganz gewiß, daß an sie heran, und jedes Wort war ein hundertmal Edelweiß: Selbstverständlich werde man alles herausholen, was die Westfront im Laufe der Jahre aus Deutschland zusammengetragen! Der Feldmarschall ließ nach dieser Rede noch eine Rauchwolke aus, die gleich einem emporsteigenden Ausatmungszeichen teil in der Luft stand, dann sagte er abschließend hinzu und beschrieb mit dem Perzentopf einen Bogen in der Luft, es sei gerade genug und der General von Wülffingen der rechte Mann, um den Vertrag mit ihnen schriftlich festzulegen.

„Sprach's und verließ das Zimmer. Und während den Abgeordneten die Schweißtropfen auf der Stirn hingen und sie nach Luft ringten, sah an die hohen Krügen griffen, trat der Feldmarschall vor dem Hause an den Posten heran, klopfte ihm mit der Pfeife auf die Schulter und ließ sich nochmals Feuer geben. „Am größten Augenblicke geht das Ding nicht aus“, schimpfte er vor sich hin, „aber bei solchem Geschwätz muß man auf alles geföhrt sein.“

Fortan war blühten auf Diplomaten schlecht zu sprechen. Dies er einem plötzlichen in die Luft, zog er, befragt, die möchliche schon beim Anblick seiner Männer ausgeben, gewaltig an der Pfeife und schritt mit barischem Gruß vorüber.

Für Fred waren diese Worte geheimnisvoller als die Hieroglyphen Ägyptens.

Der Arzt fuhr fort: „Neben Sie sich nun nach Hause, und bleiben Sie einige Tage zu Bett! Wenn Sie sich erholt haben, besuchen Sie mich noch einmal. Auch rate ich Ihnen, einen Zahnarzt aufzusuchen. Ich entdeckte bei der Operation eine Entzündung am linken Stockahn, die unangenehm werden könnte. Sie wissen nun aus eigener Erfahrung, daß man eine Krankheit nicht vernachlässigen soll, und haben es auch bequem: hier im Hause, einen Stuhl tiefer, befindet sich ein ausgezeichnetes Dentist-Stuhl.“

„Sprach's, half Fred in den Ueberzieher und schob ihn zur Tür hinaus, wo dieser im Vorbeigehen noch lesen konnte: „Dr. Laiter, Spezialist für Halsleiden.“

Fred verließ es erlaubt, das Brennen im Gasse und sein schwacher Zustand es erlaubt, das Brennen im Gasse und sein Wandelst, besonders aber den Barbier, dreizehnen Stuhl und nach Hause und legte sich zu Bett. Schließ folgte das Blutverlufes ein halbes Duzend vom Riffelblatt.

Um sechs Uhr meinte ihn die Zimmermutter mit einem Brief von Melly. Ganz Schreiben war kurz, Melly tadelte sein Ausbleiben und ganz besonders, daß er so latlos war, sich nicht einmal zu entschuldigen. Drobte mit Abbruch der Beziehungen. Fred hatte den Brief erst zur Hälfte gelesen, als sich sein Sohn wieder meldete. „Gut, gut, schliefen, dann harter wie das Buchen eines Gekochten, und schließlich drohte es in seinem

Es ist bekannt, daß der Sieger von Waterloo, der Feldmarschall Blücher, nach der Begegnung der französischen Hauptstadt alle gute Laune verlor.

Die mittlere Verlegung des halsüberstößt davonliegenden Hebeln drohten im letzten Geplänkel der Wulstler füllend zu verpulven. „Die Herren von der Feder“, knurrte da der Feldmarschall, „sollten mir einmal mitteilen, in welcher Weise sie sich, wenn der brave Wulstler mit seinem Blut und Leben den ganzen Unfuss, den sie anrichten, wieder weismachen darf!“

Sollten sie sich doch an ihn ein Beispiel nehmen, als er vor Paris gelegen und davon, den er von Gumburg her im Wagen hatte, hochst offen über Maul fuhr! Bis dann die Wulstler's Heintant darum baten, mit ihm über die Einstellung der Feindseligkeiten verhandeln zu dürfen.

„Sollten sie kommen!“ hatte der Feldmarschall vor sich hin gebrummt, und die Luft war mit dicken Rauchwolken aus der glühenden Pfeife geföhrt. „Ich meiß's ihnen schon besorgen!“ Und er befragte es ihnen. Als man blühten die Ankunft der Pariser Unterhändler meldete, nicht er kurz dem Adjutanten zu und nahm seine Wanderung durch das Zimmer, die Hände auf dem Rücken, wieder auf. „Sie können warten“, dachte er, und die kleinen Augen unter den blühigen Brauen blühten belustigt auf. Als blühten dann nach geraumer Zeit glaubte, sie Abgeordneten hätten genügend Mühe gehabt, sich auf die Unterredung vorzubereiten, setzte er sich an den Tisch, der in der Mitte des Raumes stand, freckte die Weierstiefel von sich und postete gewaltig in das Zimmer hinein, zum Zeichen dessen, daß er nunmehr bereit sei. Voranführer der Adjutant die Tür öffnete und den Franzosen den Weg freigab.

Blücher, der sich einige Papiere, die auf dem Tisch lagen, schummelnd vorgenommen, schen sehr vertieft, als die Unterhändler nacheinander zögernd über die Schwelle traten. Wie aus vieler Arbeit blühten blühten auf und blühten den besten Qualm des preußischen Kanalters schweigend vor sich hin, so daß eine gewaltige Wolke zwischen ihm und den Abgeordneten entlief. Blücher jedoch dachte nicht daran, seine Pfeife aus dem Munde, geschweige aus der Hand zu tun, er wies mit ihr nur flüchtig auf seinen Dolmetscher hinüber, der auf diesen Wink hin die Verhandlung eröffnen zu müssen glaubte.

Nach einigen Fragen und Antworten ergaben sich indessen bereits Unfruchtbarkeiten auf der Seite der Preiser, von denen sich einige durchaus nicht damit abfinden vermochten, daß das französische Heer hinter die Loire zurückgehen sollte, was blühten unumflüßliche Bedingung war, wie er in das aufgeregte Ginz und Her drohend hineintrat.

